

«Wir sind gar keine Musiker»

Dass Pianistin Martha Argerich kaum Interviews gibt, ist bekannt. Am Engadin Festival war sie nach zwei Konzerten dennoch zu einem Gespräch bereit. Protokoll einer besonderen Begegnung. **Von Anna Kardos**

Der Hotelteppich hat das Geräusch ihrer Schritte verschluckt - und plötzlich steht sie da. Martha Argerich, am Klavier eine Urgewalt, eine Ausnahmeerscheinung, wild und wahr. Eben noch zauberte sie am Engadin Festival dämonische Abgründe bei Prokofjew und süsse Grandezza bei César Franck auf die Bühne. Nun lässt sie sich auf eines der Sofas in der Lobby sinken. Ihre Tochter Annie Dutoit, Kammermusikpartner Renaud Capuçon und die Freunde haben derweil an einem Esstisch Platz genommen.

«Man sagte mir, *buna saira* heisse auf Rumantsch «guten Abend», eröffnet Martha Argerich das Gespräch. «Es klingt wie Buenos Aires, nicht?», fragt die in Buenos Aires Geborene und lacht herzlich ob des Zufalls. Der anfängliche Unmut darüber, eines der ihr verhassten Interviews zu geben, ist verflogen. Bis sich der Kellner freundlich-erwartungsvoll vor ihr aufbaut und mit ihm die nächste Herausforderung. «Ich möchte etwas trinken, aber ich weiss nicht, was», überlegt Argerich laut.

«Ich weiss nicht» wird an diesem Abend oft von ihr zu hören sein. Zum Beispiel auf die Frage, was sie nach 76 Jahren als Pianistin (sie hat als Dreijährige zu spielen angefangen) verändern würde in der Welt der klassischen Musik. Ihre Antwort beginnt mit eben diesem «Ich weiss es nicht», um schliesslich doch noch in der Beobachtung zu münden: «Eine interessante Zeit ist es sowieso. Durch die Corona-Pandemie ändert sich jetzt vieles: hin zu weniger Publikum oder zu gar keinem. Zum ersten Mal habe ich ein Konzert ohne Publikum gestreamt. Eine spezielle Erfahrung.»

Wahrscheinlich macht das einen Teil des Phänomens Martha Argerich aus, dass sie die äusseren Umstände gar nicht erst umzukrempeln versucht, ja: sie nicht umzukrempeln braucht. Was sie vorfindet, formt sie eben zu ihrer Kunst. Bis heute spielt sie Werke jener Komponisten, von denen sie glaubt: «Schumann mag mich» oder «Prokofjew lässt mich im Konzert nie im Stich.»

Trotz grossen Erfolgen bescheiden

Trotz glanzvoller Karriere (die ganze Familie wurde in den Diplomatensstatus versetzt, damit Martha in Wien studieren konnte; 1965 gewann sie den Chopin-Wettbewerb sowie den Busoni-Wettbewerb, und das war erst der Anfang), Martha Argerich ist bescheiden. Am Engadin Festival, das wie die Pianistin kommendes Jahr den 80. Geburtstag feiert, erklärt sie, warum: «Früher waren die Interpreten auch Komponisten. Denken Sie nur an Schumann, Beethoven oder Liszt - gross-



DANIEL BOCKWOLDT / DPA / AFP

«Ich habe mich durch Männer nie bedroht gefühlt. Wenn jemand etwas versuchte, das ich nicht mochte? – Sicher nicht mit mir!»

Andere Geschichten gibt es auch um sie selbst genug. Viele drehen sich um ihr Lampenfieber, noch mehr um ihre abgesagten Auftritte. Denn fühlt sich «La Martha» uninspiriert, tritt sie nicht auf. Das erste Mal sagte sie mit 17 Jahren ab, schob eine Finger-Verletzung vor und schnitt sich anschliessend selber, um nicht gelogen zu haben.

Ob Leben, ob Laufbahn, Argerich wirkt so selbstbestimmt wie kaum eine andere Musikerin. Doch der Schein trügt: «Das bin ich überhaupt nicht! Auch wenn es auf der Bühne so aussieht, ist das Gegenteil der Fall. Ich bin oft unsicher, weiss nicht, was ich tun und wofür ich mich entscheiden soll.» Ganz dezidiert ist sie hingegen, wenn es ums Thema MeToo geht: «Ich habe mich durch Männer nie bedroht gefühlt. Wenn jemand etwas versuchte, was ich nicht mochte? – Sicher nicht mit mir!» Sie kenne aber viele Betroffene, Frauen wie Männer. «Es ist schrecklich, wenn so etwas passiert», sagt sie. Und ihre Perspektive ist dabei ganz die der Musikerin: «Man weiss dann nicht, ob die Person einen umwirbt, weil ihr gefällt, wie man spielt, oder ob es einfach um Sex geht.»

Bei ihr hätten sich Musik und «das andere» nie vermischt. Sie sei den normalen Weg über Wettbewerbe gegangen. «Ich frage mich, ob das Thema etwas übertrieben wird», gibt sie zu bedenken. Als 2018 verschiedene Orchester ihrem Ex-Mann Charles Dutoit wegen des Vorwurfs der sexuellen Belästigung das Engagement kündigten, sagte auch Martha Argerich diesen Orchestern ab. «Es gibt so viel Gewalt an Frauen!» Sie zählt auf: «Ehemänner, die ihre Ehefrauen töten, häusliche Gewalt oder die vielen Vergewaltigungen durch den eigenen Partner. Das sollte mindestens genauso im Fokus stehen, finden Sie nicht?»

Vom Nebentisch winkt Tochter Annie unübersehbar zum Sofa herüber. Auch die Freunde machen Zeichen, das Gespräch zu beenden. Dabei ist Martha Argerich richtig ins Erzählen gekommen. Man könnte meinen, sie habe an der Interview-Situation doch noch etwas Gefallen gefunden.

Das Lucerne Festival mit Cecilia Bartoli, Igor Levit, Patricia Kopatchinskaja u. a. dauert noch bis 23. August. Infos: lucernefestival.ch

Am Klavier wild und wahr, privat oft nachdenklich: Pianistin Martha Argerich 2018 in Hamburg.

artig! Ich frage mich, ob man damals über uns heutige Interpreten gedacht hätte: Das sind gar keine richtigen Musiker.»

Martha Argerich spricht leise. Die Frau, deren Finger musikalischen Motiven geschliffenes Profil verleihen, verwischt beim Reden die Konsonanten. Ihre Sätze brechen oft ab oder enden in einem «You know», als wisse man ohnehin, was sie meint. Mit Ende 70 und einer überwundenen Krebserkrankung gehört die Pianistin, was das Coronavirus angeht, zur Risikogruppe. Den Lockdown hat sie allerdings als entspannend erlebt: «Diese Wochen haben mir sehr gut getan. Ich habe mich vollkommen frei gefühlt, obwohl ich die ganze Zeit allein in meiner Genfer Wohnung war. Meine Familie hat für mich eingekauft. Aber wir haben Kontakt vermieden.»

Dabei ist Martha Argerich eigentlich ein Familienmensch. Als sie über ihre Enkel spricht, zückt sie das Smartphone und zeigt, wie zwei der Kinder für sie ein Geburtstagsständchen rappen. «Grossartig, nicht?», fragt sie begeistert. Und in diesem Moment ist die Ausnahmemusikerin eine ganz normale Grossmutter. Sie selbst hat drei Töchter von drei Männern und war jahrzehntlang alleinerziehend - «das ist einfacher», findet sie.

Wann hat sie damals geübt? «Nachts. Bis heute übe ich am liebsten in diesen Stunden. Weil ich nun in einer Wohnung wohne, habe ich ein Silent Piano. Da kann man den Klang ganz leise drehen.» Auf die erstaunte Frage, ob das ein vollwertiger Ersatz für einen Konzertflügel sei, meint sie nur: «Ich habe den Klang ja im Kopf.» Stimmt. Ähnlich wie Beethoven. Der komponierte seine Neunte als Gehörloser, auch er mit dem Klang im Kopf.

Mit Beethovens erstem Klavierkonzert eröffnete Martha Argerich dieses Wochenende auch das Lucerne Festival. Dass sie sein viertes Klavierkonzert nie spielt, passt zu ihrer emotionalen Verbindung mit den Komponisten. Das Konzert sei ihr zu wichtig, daher habe sie Angst, es aufzuführen, erklärte sie vor Jahrzehnten.

Aufzutreten findet sie unnötig

Auf die Frage, ob sie Musik als ihre Berufung ansieht, meint sie lapidar: «Mittlerweile ist es das Einzige, das ich wahrscheinlich etwas besser kann als anderes», und wird dann ernst: «Die Musik saugt mindestens 80 Prozent meiner Energie und Zeit auf. Aber ich liebe sie. Ich höre ständig Musik. Für mich ist es gar nicht notwendig, sie aufzuführen. Aber das ist eine andere Geschichte.»

Die Triebtäterin

Sex, Lügen, Hühnerleber



Güzin Kar

Mein Freund Lucky, der nach 16 Jahren eheähnlicher Gemeinschaft (worin sich die Betonung in den letzten Jahren auf «gemein» im Sinne von «gewöhnlich» verlagerte) wieder Single ist, hat ein neues Hobby: Sex. In den letzten gemeinsamen Jahren war ihm und Ralph die körperliche Lust abhanden gekommen, worauf sie den Balkon begrünt, Bärlauchpesto selber herstellten und jedes zweite Wochenende Freunde bekochten. Am jeweils anderen Wochenende liessen sie sich einladen. Zu Paaren, die auch Bärlauchpesto machten und auch keinen Sex mehr hatten. Man sprach nicht darüber, wurde aber zusehends gereizter und kleinlicher und erstellte innerlich

Liste davon, wer wie viel in die Beziehung investierte oder dafür opferte.

Gefühle, Termine, Hoffnung und Hühnerleber. Als sich Ralph und Lucky kennenlernten, ass Lucky noch Fleisch und liebte Innereien, aber dass sich seine kulinarischen Vorlieben und ethischen Grundsätze mit den Jahren verändert hatten, wurde ebenso zum thematischen Ödland wie der bei beiden aufkommende Kinderwunsch. Anstatt über Eizellenspende, Leihmutterchaft und Fleischverzicht zu reden, ass Lucky 16 Jahre lang gegrillte Hühnerleberspieße und setzte diese innerlich doppelt auf die Liste, so gross erschien ihm das Opfer. Ralph verliess ihn von einem Tag auf den andern wegen eines anderen, und seither ist Lucky Vegetarier, der sich auf Männerkörper stürzt. Er will sie besteigen, bestöhnen, zerfleischen und ausspucken, er will geschluckt werden und sich für die Dauer einer halben Nacht unsterblich verlieben in fremde Träume und ins eigene Dasein. Luckys Sexabenteuer in Stadtparks, Kellerbars oder Genossenschaftswohnungen finden als lustige, lustvolle und selbstironische Anekdoten Eingang in Abendgespräche unter Freunden.

«Wo bleibt das Herz?», fragte ihn neulich eine Gerda, die ich vorher nicht gekannt hatte. Mitgebracht von einer Freundin. Sie hatte Luckys Abenteuern mit wachsendem Unmut gelauscht. «Alle wollen einander nur noch konsumieren, als wären sie Billigkleider oder Fast Food», führte sie aus. Ein menschengewordener Zuckertütenspruch, der dir mit beeindruckend geradem Rücken gegenübersteht und sagt, dass die Welt vor die Hunde gehe, weil jeder nur noch an sich selber denke. Gerda kauft Fleisch von einem Bauern, den sie vom Yoga kennt und der seine Kühe morgens im Stall namentlich begrüsst. Ob die Kühe auch Yoga machen, weiss ich nicht, aber sie selber spricht mit dem Fleisch, bevor sie es isst. Aus Schuldgefühl und Dankbarkeit. Weshalb sie ihren Fleischkonsum nicht ganz einstellt, anstatt ein Schnitzel um Vergebung zu bitten, verstehe ich nicht. Oder vielmehr verstehe ich nicht, weshalb sie die eigenen Grundsätze grosszügig auslegt, von anderen aber Konsequenz verlangt. Die Trennung von Sex und Liebe sei im Grunde ein Akt der Grausamkeit, war sie überzeugt. Und Lucky beute mit seinen schnellen Abenteuern andere Men-

“

Irgendwo muss der Typ doch sein, der mir dieses elende Hühnerleber-Trauma aus dem Leib rammelt.

schen aus und lasse sich umgekehrt ausbeuten. Mir fiel ein, dass Lucky sich einfach vorstellen könnte, der andere Körper sei ein Schnitzel, behielt den Gedanken aber für mich. «Es ist nicht die Trennung von Sex und Liebe, die auf manche Leute verstörend wirkt», sagte Lucky. «Denn das habe ich früher mit Ralph auch gelebt, einfach nur andersrum. Aber niemand hat uns jemals vorgeworfen, den anderen nur zu konsumieren, weil wir uns auch Sex versprochen hatten, aber in Wahrheit nur auf Liebe aus waren. Es ist der Sex, der dämonisiert wird. Wir sind eine sexfeindliche Gesellschaft.» Gerda wies den Vorwurf der Sexfeindlichkeit weit von sich, und um des Tischfriedens willen wechselten wir für den Rest des Abends das Thema. «Sie hat schon recht», sagt Lucky auf dem Heimweg, «Im Grunde suche ich nur den perfekten Mann, der mich heilt.» Er geniesst meine Verwunderung. «Irgendwo muss der Typ doch sein, der mir dieses elende Hühnerleber-Trauma aus dem Leib rammelt.» Ich hoffe, er sucht noch lange.

Güzin Kar ist Regisseurin und Drehbuchautorin. Diese Kolumne erscheint alle zwei Wochen.